

Sexuelle Störungen und ihre Behandlung

Herausgegeben von Volkmar Sigusch

Mit Beiträgen von

Nikolaus Becker
Wolfgang Berner
Martin Dannecker
Sonja Düring
Wolf Eicher
Herbert Gschwind
Margret Hauch
Silvia Heyer
Hartwig Lohse

Bernd Meyenburg
Eva S. Poluda
Reimut Reiche
Hertha Richter-Appelt
Ulrike Schmauch
Gunter Schmidt
Christiane Schrader
Volkmar Sigusch
Bernhard Strauß

3., neubearbeitete und erweiterte Auflage

Georg Thieme Verlag
Stuttgart • New York

Die Deutsche Bibliothek –
CIP-Einheitsaufnahme

Sexuelle Störungen und ihre Behandlung /
hrsg. von Volkmar Sigusch. Mit Beitr.
von Nikolaus Becker – 3., neu bearb.
und erw. Aufl. – Stuttgart ; New York :
Thieme, 2001

© 2001 Georg Thieme Verlag
Rüdigerstraße 14
D- 70469 Stuttgart
Unsere Homepage: <http://www.thieme.de>
Printed in Germany

Umschlagentwurf: Thieme Marketing
unter Verwendung des Bildes
Der Spaziergang, 1917-1918
von Marc Chagall
© VG Bild-Kunst, Bonn 2000

Druck und Verarbeitung:
Druckhaus Beltz, 69502 Hemsbach

ISBN 3-13-103943-4 1 2 3 4 5 6

Wichtiger Hinweis:

Wie jede Wissenschaft ist die Medizin ständigen Entwicklungen unterworfen. Forschung und klinische Erfahrung erweitern unsere Erkenntnisse, insbesondere was Behandlung und medikamentöse Therapie anbelangt. Soweit in diesem Werk eine Dosierung oder eine Applikation erwähnt wird, darf der Leser zwar darauf vertrauen, dass Autoren Herausgeber und Verlag große Sorgfalt darauf verwandt haben, dass diese Angabe dem **Wissensstand bei Fertigstellung des Werkes** entspricht.

Für Angaben über Dosierungsanweisungen und Applikationsformen kann vom Verlag jedoch keine Gewähr übernommen werden. **Jeder Benutzer ist angehalten**, durch sorgfältige Prüfung der Beipackzettel der verwendeten Präparate und gegebenenfalls nach Konsultation eines Spezialisten festzustellen, ob die dort gegebene Empfehlung für Dosierungen oder die Beachtung von Kontraindikationen gegenüber der Angabe in diesem Buch abweicht. Eine solche Prüfung ist besonders wichtig bei selten verwendeten Präparaten oder solchen, die neu auf den Markt gebracht worden sind. **Jede Dosierung oder Applikation erfolgt auf eigene Gefahr des Benutzers.** Autoren und Verlag appellieren an jeden Benutzer, ihm etwa auffallende Ungenauigkeiten dem Verlag mitzuteilen.

Geschützte Warennamen werden **nicht** besonders kenntlich gemacht. Aus dem Fehlen eines solchen Hinweises kann also nicht geschlossen werden, dass es sich um einen freien Warennamen handele. Das Werk, einschließlich aller seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Speicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Vorwort

Die durchweg positive Aufnahme der bisherigen Auflagen unseres Buches ist mir eine anhaltende Freude. Sie hat die anstrengende Arbeit an der erweiterten Neuauflage erleichtert.

Neu aufgenommen oder vollständig neu verfasst worden sind Kapitel zu folgenden Themen: Kultureller Wandel der Sexualität (Volkmar Sigusch), Sexualberatung (Christiane Schrader und Silvia Heyer), Sexuelle Funktionsstörungen und Psychoanalyse (Hertha Richter-Appelt), Viagra (Volkmar Sigusch), Sexuelle Probleme in der gynäkologischen Praxis (Wolf Eicher), Chronische körperliche Erkrankungen und Sexualität (Bernhard Strauß), AIDS (Martin Dannecker), Sexuelle Traumatisierung (Hertha Richter-Appelt) sowie Fortbildung in Sexualmedizin und Sexualtherapie (Volkmar Sigusch).

Viele alte Kapitel mussten angesichts neuer Forschungsergebnisse, Behandlungsmöglichkeiten oder Rechtsvorschriften aktualisiert werden. Einige alte Beiträge sind dabei wesentlich erweitert worden wie beispielsweise die Kapitel zur Paartherapie (Gunter Schmidt), zur männlichen homosexuellen Entwicklung (Martin Dannecker), zur Organogenese und zur Organotherapie sexueller Störungen (Volkmar Sigusch) oder zur institutionellen Therapie bei sexueller Delinquenz (Wolfgang Berner). Die Erweiterung des Buchumfanges gestattete es, einige Fragen und Probleme zu erörtern, die vorher aus Platzmangel nicht behandelt werden konnten, zum Beispiel die Epidemiologie sexueller Störungen, die körperliche Belastung durch sexuelle Aktivitäten oder die Ziele einer systematischen Fort- und Weiterbildung für Ärzte und Psychologen.

Weil die körperliche Sphäre ebenso wichtig ist wie die psychische und beide nur mit Gewalt voneinander getrennt werden können, habe ich wieder mit besonderer Sorgfalt alle gegenwärtigen oder zu erwartenden körpermedizinischen Behandlungsverfahren, von MUSE über Apomorphin SL und Phentolaminmesylat bis hin zur Genterapie, vorgestellt und diskutiert. Schließlich folgen wir der Devise: Psychotherapeuten sollten die Körperlichkeit sehr ernst nehmen, Körpermediziner die Psychodynamik.

Auch bei dieser Auflage des Buches begleitete mich Agnes Katzenbach vom Frankfurter Institut für Sexualwissenschaft auf einzigartige Weise Satz für Satz und Problem um Problem. Martin Dannecker stand mir die vielen Monate der Produktion selbstlos mit Rat und Tat zur Seite. Sophinette Becker von unserer Ambulanz sah einige meiner Kapitel kritisch durch. Andrea Rübsamen und Bärbel Kischlat-Schwalm sorgten im Institut und in der Ambulanz für jene Arbeitsatmosphäre, ohne die zusätzliche Belastungen zur Strapaze werden. Ihnen allen danke ich von Herzen.

Frankfurt am Main, im November 2000

Volkmar Sigusch

Kapitel 4

Probleme der männlichen sexuellen Entwicklung

Von Ulrike Schmauch

Der „normale Mann“ hat im Zuge feministischer Kritik seine Unschuld verloren. Viele Aspekte von Männlichkeit und männlicher Sexualität wurden zum Problem – für Frauen, aber inzwischen auch für einen Teil der Männer selbst. Damit wuchs die Aufmerksamkeit für Schwierigkeiten, die strukturell in männlicher sexueller Entwicklung angelegt sind. Die folgenden Überlegungen entspringen einer weiblichen Perspektive, basieren auf eigenen empirischen geschlechtervergleichenden Untersuchungen und beziehen Ergebnisse der neuen rollenkritischen Männerforschung ein.

Männliche sexuelle „Entwicklung“ kann nicht getrennt werden von „Sozialisation“. Sie wird hier als Prozess verstanden, in dem das Erleben des Körpers und der Objektbeziehungen, die innere Welt des Jungen und sein Interagieren mit der äußeren Realität, die Wirkung patriarchaler Tatsachen und unbewusster Phantasien ineinander verwoben werden. Dabei sind Erfahrungen in der Familie, aber ebenso an vielen anderen sozialen Orten bedeutsam. Nicht nur die ersten Lebensjahre zählen, sondern jede der weiteren Phasen bis weit über die Adoleszenz hinaus hat eigenes sozialisatorisches Gewicht. Etliche frühkindliche und familiäre Themen erhalten ihre Durchschlagskraft nur, weil sie auf den Jungen später und in außerfamilialen Bereichen mit der Wucht kollektiver Geschlechterphantasien und dem Druck der Normalität einwirken. Obgleich die Geschlechterordnung zwangsheterosexuell strukturiert ist, gibt es jedoch keine voraussagbare männliche heterosexuelle Entwicklung. Eigensinn, biographische Ereignisse und in der „Anarchie“ der Triebe Verborgenes können bisweilen zu überraschenden individuellen Entwicklungen führen.

Soziale Orte

Die Familien, in denen Jungen heute aufwachsen, werden tendenziell immer kleiner und zugleich vielfältiger in den Formen. Sie sind gekennzeichnet durch innere Machtverschiebungen, häufiger werdende Trennungen und ein zunehmendes Maß an Unsicherheit. Die traditionelle Familienform mit klassischer Arbeitsteilung ist jedoch nach wie vor sehr verbreitet. Sie ist stabil um den Preis der Unterordnung der Frau und damit labil in dem Maße, in dem Frauen ihre Verfügbarkeit aufkündigen. Außer der Mutter sind es Erzieherinnen und in der Schule überwiegend Lehrerinnen, die Jungen, dem herrschenden Realitätsprinzip entsprechend, in Sprache, Regeln und Kulturtechniken einführen. Diese Orte der außerfamilialen kindlichen Sozialisation sind *frauendominiert*. Aufgrund der patriarchalen geschlechtshierarchischen Arbeitsteilung sind

Männer im primären Sozialisationsbereich, als Väter wie als Erzieher, nicht oder nur als Ausnahmeerscheinung präsent. Als Lehrer in weiterführenden Schulen kommen sie dann häufiger vor.

Gleichzeitig hat die Freizeit-, Konsum- und Jugendkultur prägende Bedeutung für die psychosexuelle Entwicklung von Jungen. Untersucht man Spiel-sachen von Jungen, mediale Produkte (Telespiele, Fernseh- und Videofilme, Popmusik), organisierte Strukturen wie Sport, speziell Fußball, und viele unorganisierte Freizeit-Zusammenhänge (Bolzplatz, Spielothek, Jugendclub), so zeigen sich diese Bereiche als überwiegend oder ausschließlich *männlich geprägt*, was Protagonisten (Turtles, Super-Mario, Heman, Superman), Stars, Spielkameraden und erwachsene Bezugspersonen (Karate- oder Fußballtrainer, Pfadfinderführer) betrifft. Insbesondere der Sportbereich kann in der Bedeutung, die er für männliche Körper- und Beziehungserfahrung hat, nicht überschätzt werden.

Im Alltag bewegen sich Jungen zwischen familialen und öffentlichen, weiblich und männlich dominierten Sphären hin und her. Der Umgang mit Körperlichkeit und Sexualität in den teilweise scharf voneinander getrennten Sphären scheint zunächst vor allem unterschiedlich zu sein. Bei näherer Betrachtung zeigt sich aber, dass Erwachsene beiderlei Geschlechts an den verschiedenen sozialen Orten mehr übereinstimmen als differieren in ihrer Idealisierung phallischer Männlichkeit und in dem, was sie männlicher Sexualität zuschreiben an natürlichem Angriffsdrang, an Triebstärke und Omnipotenz. Bei Müttern und Erzieherinnen mischen sich die zur Idealisierung gehörenden Momente von Druck und Überforderung mit der (großenteils entwickelten, wenn auch vermehrt konflikthaft werdenden) Bereitschaft zu Verständnis, Nähe und verlässlicher Fürsorge.

Die meisten Jungen erfahren sich zunächst existenziell und körperlich *via Frau*. Lust und Versagung, Angst und Tröstung sind in der Kindheit überwiegend mit weiblichen Menschen verbunden. Ihre „Sexualität“ erleben und bilden Jungen innerhalb dieser Abhängigkeit und in den Loslösungsschritten aus ihr, in Interaktion mit den genannten feindselig-idealisierenden Männlichkeitsbildern und mit realen Männern, schließlich in ihren eigenen kindlichen Spielen.

Von der Adoleszenz an differenzieren sich die Entwicklungen deutlich, je nach Lage der Familie, nach Bildungs- und Lebensgeschichte der Jungen. Entsprechend bewegen sich die Jugendlichen an sehr unterschiedlichen sozialen Orten: sei es lehrstellen- bzw. erwerbslos „am Rand“ der Gesellschaft oder als Auszubildende und junge Erwerbstätige im Berufssystem; sei es in weiterführenden Schulen und Hochschulen oder in selbständigen „alternativen“ Existenzformen; sei es in der Bundeswehr oder im Zivildienst. In diesen Zusammenhängen und in der Freizeit- und Jugendkultur (oft in fortbestehender, meist gelegneter Abhängigkeit von der weiterhin als Versorgungs- oder Wohnort genutzten Herkunftsfamilie) suchen männliche Jugendliche sexuelle Erlebnisse und Beziehungen, suchen sie ihre sexuelle Orientierung.

Entwicklungsphasen

Bei der Betrachtung der männlichen sexuellen Entwicklung beziehe ich mich auf die ersten 18 Lebensjahre, die ich in drei Phasen untergliedere: frühe Kindheit bis zum Schuleintritt, „Latenz“- und Grundschulzeit, Pubertät und Adoleszenz. Weitere Entwicklungen und Wendepunkte, wie Partnerschaften, mögliche Veränderungen in der sexuellen Orientierung, Vaterschaft oder Älterwerden, an denen sich Probleme zuspitzen oder neue Lösungen gefunden werden können, stelle ich hier nicht dar. Ich betone aber ihre Bedeutung, denn auch nach dem 18. Lebensjahr geschehen noch unvorhergesehene Entwicklungen.

Frühe Kindheit

Die klassischen psychoanalytischen Entwicklungstheorien nahmen an, das Geschlecht des Kindes spiele keine Rolle für die basalen körperlich-seelischen Prozesse – für die Entwicklung der Symbiose und der Individuation, der oralen und analen Triebe, des Ich, des Selbst und der Objekte – und werde erst von der phallischen Phase an wirksam (Erikson 1965; A. Freud 1968; Lorenzer 1972; Mahler 1978; Spitz 1972; Winnicott 1974). Inzwischen ist durch psychoanalytische und andere geschlechtervergleichende Sozialisationsforschungen (Bönisch und Winter 1993; Hagemann-White 1984; Schmauch 1993) deutlich geworden, dass das Geschlecht des Kindes von Geburt an in hohem Maß strukturierend auf die Beziehung der Erwachsenen, auf ihre Gefühle, Phantasien und Handlungen ihm gegenüber wirkt. Bedenkt man die unvermeidliche Ambivalenz, die Frauen als Angehörige des „Geschlechts zweiter Klasse“ allem Männlichen gegenüber empfinden müssen, so wird verständlich, dass sie kleine Jungen als Mütter und Erzieherinnen auf spezifische Weise erleben: Ein Kind, das einen Penis hat, kann für die Frau zum „typischen rücksichtslosen Macho“ werden. Es kann passager den imaginierten eigenen Penis verkörpern und „phallische Vollkommenheit“ verleihen. Im unbewussten Erleben kann es zum beneideten Bruder werden, zum begehrten und enttäuschenden Vater oder zu einem Kind von ihm. Es kann Rachsucht wecken oder Sehnsucht nach Harmonie mit dem gegnerischen, mächtigen Geschlecht. Im Dialog mit diesen und anderen erwachsenen Gefühlen nimmt die psychosexuelle Entwicklung des Jungen in früher Kindheit ihre Gestalt an.

Eine nicht mehr ohne weiteres zutreffende Auffassung war früher, dass der Junge im Vergleich zum Mädchen narzisstisch und libidinös befriedigter aufwache (S. Freud 1933; Mitscherlich-Nielsen 1975) und sich die „Frühblüte seiner Sexualität“ darum ungestörter entfalten könne. Zwar trifft es zu, dass dem Genitale des Jungen von Beginn an, anders als oft noch beim Mädchen, Name, Bedeutung und Erregbarkeit zuerkannt werden. Die Schwierigkeit besteht indessen darin, dass der Junge oft vor allem als phallisches und weniger als kindliches sexuelles Wesen wahrgenommen wird, weniger in seiner sinnlichen Ganzheit als vielmehr zentriert darauf, Träger des Machtsymbols

Penis zu sein, was ihn zugleich erhöht und reduziert. Aus dieser Wahrnehmung und das heißt, aus dem herrschenden kulturellen Umgang mit Männlichkeit ergeben sich psychodynamische Elemente, die für die sexuelle Entwicklung von Jungen problematisch werden können: die *Überbesetzung des Penis* und die Verleugnung der „inneren Genitalität“ (Kestenberg 1968); die Entwicklung von *Kastrationsangst* zum Organisator anderer Ängste und zum Fokus männlicher Sexualmythen; die Gleichsetzung von *Härte* mit Männlichkeit.

Überbesetzung meint die Neigung, alle „erwünschte und phantasierte Größe, Macht und Aggressivität, aber auch Minderwertigkeitsängste, Verlustserfahrungen und die allgemein verbreitete Angst zu versagen, mit dem Penis zu verknüpfen“ (Pohl 1993: 13). Pohl sieht das Zusammenspiel von innerer Überbesetzung und äußerer Überbewertung im Kontext einer phallokratischen Kultur, die die „destruktive Aufladung“ des männlichen Genitales, die austauschbare Gleichung zwischen dem Penis als Waffe und einer Waffe als Penis begünstigt (ebd.: 12; vgl. auch Gilmore 1991). In überzeugender Weise hat Kaplan (1991: 127 f) die psychodynamischen und sexuellen Vorgänge dargelegt, die beim kleinen Jungen zur Überbesetzung des Penis führen können. Zum Verständnis des Pendants, der abgewehrten Innenwahrnehmung, sagte Kestenberg (1968: 463): „Die extreme Verleugnung des ‚Innen‘ macht den Mann unfähig, sich mit Frauen zu identifizieren; sie (...) macht ihn anfälliger für Perversionen, die auf Externalisierung beruhen“.

Die Bedeutung der *Kastrationsangst* für die gestörte und ungestörte männliche Entwicklung wird immer wieder bestätigt, in therapeutischer Arbeit mit Männern und Jungen wie durch direkte Kinderbeobachtung. Auffällig ist in der Tat, wie stark, wie früh (vgl. Roiphe und Galenson 1981) und in wie vielen Variationen Jungen mit dieser Angst kämpfen, sie direkt ausdrücken oder auf vielfältige Weise abwehren. Das im Vergleich zu Mädchen beobachtbar höhere Maß an Verletzungsängsten weist darauf hin, dass die frühen Objektbeziehungen der Jungen ihnen möglicherweise weniger Sicherheit vermitteln, worauf ich später zurückkommen werde. Sinnvoll ist die Anregung von Tyson (1991: 6), Kastrationsangst als „entwicklungsmäßige Metapher“ anzusehen, um die sich „Gefühle einer mangelnden Sicherheit, Ängste vor Hilflosigkeit, Verletzbarkeit oder Mangel an Vertrauen“ organisieren. Wie sehr bleibende Kastrationsangst zu Mythen über „kastrierende“ Frauen und zu Angst vor weiblicher Sexualität beiträgt, zu neurotischen und perversen Sexualstörungen ebenso wie zu einem „normalen“ sexistischen Alltagsverhalten von Männern, braucht hier kaum betont zu werden.

In einer Kultur, in der phallisch-aggressives Mannsein idealisiert wird und „normale Männlichkeit auf den Maximen von *Härte*, Eroberung, Omnipotenz und Optimismus“ basiert (May 1991: 186), war und ist Männlichkeitserziehung ein Abhärtungsprozess, eine Bekämpfung körperlich-seelischer Weichheit. Literarische und wissenschaftliche Texte sind voll von Belegen für das „Hartmachen des kindlichen Jungenkörpers“ und das „Realmachen“ imaginiertes männlicher Härte (Davies und Banks 1993: 12), für „Selbstbeherr-

schung“ als eine Art und Weise, „Mann im Verhältnis zu sich selber zu sein“ (Foucault 1986: 109; vgl. Brandes 1990), für die Heranbildung des männlichen Körperpanzers (Theweleit 1986).

Einer längerfristigen, direkten Beobachtung zeigt sich der Prozess, in dem männliche Kinder mit Schwäche, depressiven und weichen Gefühlen von Erwachsenen beider Geschlechter allein gelassen werden und wie sie diese Ablehnung umwandeln in verächtliche Härte gegen sich und andere. Befragt man Jungen im Kindergarten- und Grundschulalter danach, was es für sie bedeute, ein Junge zu sein, so dokumentieren ihre Aussagen deutlich die Schritte, in denen sie die ebenso idealisierte wie schmerzhaft erfahrene Härte verinnerlichen, als Körpergefühl sich einverleiben, aber auch konflikthaft erleben (Schmauch 1995).

„Latenz“- und Grundschulzeit

Nach der Libidotheorie ist die Latenzphase, wie schon der Name sagt, von einer relativen Triebruhe geprägt. Folglich müsste der Junge nach „Beendigung“ des ödipalen Konfliktes über ausreichend ungebundene Ich-Kräfte verfügen können, um die wachsenden Realitätsanforderungen, insbesondere durch die Schule, zu bewältigen. Tatsächlich aber widersprechen der postulierten Triebruhe eine Reihe von Phänomenen. Im beobachtbaren Verhalten von Jungen, in ihren Witzen, Sprüchen und Raufereien ist das sexuelle Moment ebenso präsent wie in Verliebtheiten, Masturbation und Urethralerotik. Während dies keineswegs Zeichen besonderer Probleme, sondern sexueller Lebendigkeit sind, verweisen andere Elemente darauf, dass es Jungen weniger als Mädchen gelingt, trieb- und konfliktferne Bereiche der Interaktion und des Lernens zu entwickeln. Sie fallen in der Grundschulzeit als das *unruhige* Geschlecht auf. Ungleich häufiger als Mädchen sind sie unkonzentriert, leistungsgestört, hyperaktiv, von Unfällen betroffen und aggressiv verhaltensauffällig (Prenzel 1989; Schnack und Neutzling 1990). Das höhere Maß an Anspannung, Getriebenheit und nichtintegrierter, auch sexueller Aggressivität ist als Resultat eines kulturellen Umgangs mit Männlichkeit zu verstehen, der Jungen eine „manische Abwehrstruktur“ (May 1991) aufnötigt.

Zu einer „relativen Triebruhe“ gelangen Jungen auch deshalb weniger, weil sie einem medialen Strom von Überlegenheitsgeboten, von Bildern sexuell verfügbarer Frauen und sexuell angreifender Männer ausgesetzt sind. Diese große Menge äußerer sexueller Reize verknüpft sich mit der vielfach beobachteten Zunahme von persistierend ödipalen, latent inzestuösen Familienkonstellationen, auf die ich später eingehen werde.

Pubertät und Adoleszenz

Die körperliche Pubertät setzt bei Jungen im Allgemeinen zwei Jahre vor bis zwei Jahre nach dem 13. Lebensjahr ein. Ihr voraus eilt die sexuelle Sozialisation, die Jungen unter einen hohen Druck setzt, sich gerade jetzt immer neu als

ausreichend männlich und aktiv zu beweisen. Bönisch und Winter (1993: 82 f) kritisieren zu Recht jugendsoziologische und psychoanalytische Pubertätstheorien (Hornstein et al. 1975; Erdheim 1982), indem sie nachweisen, dass für Jungen oft keine echte zweite Chance der Autonomiegewinnung besteht, vielmehr ein zunehmender Zwang, sich der männlichen „Rollenkonserve“, der „Männerhülse“ einzupassen. Zentrale Bedeutung hat hier die männliche Gleichaltrigengruppe mit ihrer unerbittlichen sozialen Kontrolle. Tatsächlich erfüllt die vielfach von Jugendsoziologen idealisierte *Peergroup* die Funktion, die traditionelle Form des Mannseins zu festigen.

Autoren der kritischen Männerforschung zeigen, dass für Jungen die Anpassungszwänge während der Pubertät besonders rigide sind. Als „eines ihrer größten Probleme an der Schwelle zur sexuellen Beziehungsfähigkeit“ nennen Schnack und Neutzling (1993: 130) „die Spaltung von Innen und Außen“, die Spaltung „zwischen ihren Empfindungen und den an sie gerichteten Rollenanforderungen“ (vgl. dazu auch Hoffmann 1992; Winter 1993).

Aus psychoanalytischer Perspektive geht es in der Pubertät um die Reaktion des Jugendlichen auf den Umstand, dass sein Körper zur sexuellen Reife gelangt ist (Laufer und Laufer 1989), um die Reaktion auf die damit einhergehende Wiederbelebung regressiver inzestuöser Wünsche, und es geht um seine Fähigkeit, neue gleichaltrige Sexualobjekte zu finden. Laufer und Laufer (ebd.: 46) betonen die entscheidende Bedeutung einer inneren „Wahlmöglichkeit“ – ob ein Jugendlicher unbewusst weiß, „dass er in seinem Sexualleben weiterhin wählen kann, das heißt, dass er sich von den inzestuösen Objekten entfernen und auf andere Beziehungen zubewegen kann“, oder ob er unbewusst spürt, dass „die Entscheidung bzw. das Ergebnis außerhalb seiner selbst liegen, dass sie in irgend jemandes Macht oder auch in der Macht eines in seinem Körper befindlichen Etwas stehen“. Vermutlich wirken starre Rollenzwänge, die Jungen, zumindest während der Pubertät, kaum eine Wahl lassen, und eine teilweise eingeschränkte psychische Entscheidungsfreiheit den inzestuösen Objekten gegenüber im Verlauf der Pubertät wechselseitig aufeinander ein. Gleichzeitig sind männliche Jugendliche durch die Geschlechter- und Gewaltdebatte den Mädchen gegenüber in der Defensive und in ihrem Selbstverständnis verstört. Dies führt zu widersprüchlichen Reaktionen: einerseits zu einer „Pazifizierung“ männlicher Sexualität (Schmidt 1993: 11), andererseits zu verstärkter sexueller Aggression. Zwischen äußeren und inneren Zwängen, sexuellen Mythen und pornographischer Überflutung suchen Jugendliche nach Spielräumen für ihre Lust und für ihre Sehnsüchte.

Geschlechterverhältnis und Objektbeziehungen

Für eine gelungene psychosexuelle Entwicklung werden unter anderem zwei Prozesse für nötig gehalten: die *Triangulierung* und die *Auseinandersetzung mit der ödipalen Urszene*.

Zur *Triangulierung* gehört, dass sich das Kind gegen Ende des 2. Lebensjahres in den unterschiedenen Beziehungen zur Mutter und zum Vater erleben

kann, weiterhin, dass es die libidinöse Bindung zwischen den Eltern anerkennt (Abelin 1971; Mahler 1978). Dazu müsse eine Brücke zwischen den Eltern bestehen, gegenseitige Empathie und eine vom Vater dem Kind vorgelebte „gefährlose Trennungsbeziehung“ zur Mutter (Rotmann 1978: 1109).

Mit *ödipaler Urszene* wird das aus Phantasien und Realwahrnehmungen verdichtete Bild bezeichnet, das sich ein Kind in der ödipalen Phase vom Geschlechtsverkehr der Eltern und von ihrer Beziehung insgesamt macht. Der männliche Ödipuskomplex besteht, einer einfachen Sicht folgend, aus dem Begehren nach der Mutter, der Identifikation mit der Macht des Vaters sowie Kastrations- und Schuldangst. Darüber hinaus muss der Junge aber das gegenseitige sexuelle Verlangen von Mutter und Vater anerkennen und sein eigenes passives *Ausgeschlossensein aus der ödipalen Urszene* ertragen. Andernfalls verharrt er in der Leugnung der Unterschiede zwischen den Generationen und den Geschlechtern.

Als soziale Voraussetzung für diese beiden psychischen Prozesse wird stillschweigend angenommen, dass die Eltern beständig zusammenleben, einander lieben und sexuell begehren. Diese pauschale Annahme stimmt jedoch mit der Realität immer weniger überein. Neben traditionellen und gleichberechtigteren Formen elterlichen Zusammenlebens gibt es zunehmend mehr Mütter und Väter, die sich trennen, dann allein stehend sind oder neue Liebesbeziehungen hetero- oder auch homosexueller Art eingehen. Der Alltag der Geschlechter ist oft mehr von aggressiver Spannung als von empathischer Verbundenheit geprägt. Unter den Vorzeichen des Aufbruchs der Frauen und des sich verschärfenden gesellschaftlichen Geschlechterkonflikts gibt es in allen Lebensformen Gewalt, Verachtung und Entfremdung, alte Machtkämpfe und neue, notwendige Auseinandersetzungen.

In einem Wirbel zentrifugaler Kräfte löst sich das im Bild der inneren Triangulierung vorausgesetzte äußere Tri-Angel, das stabile, patriarchale Vater-Mutter-Kind-Dreieck, zunehmend auf, was potenziell ebenso befreiend wie bedrohlich ist. In dieser Situation erleben viele Jungen kein väterliches Vorbild für „gefährlose Loslösung“, keine oder eine beschädigte „Brücke“ zwischen den Eltern; andererseits auch elterliche Versuche zu neuen, empathischeren Verbindungen und „Brücken“.

Jungen wachsen also auf mit relativ häufigem realem Objektverlust, der häufig Väterverlust ist, mit Verlustangst und starken Harmoniewünschen. Zwei Formen sind in der Verarbeitung der oft als bedrohlich empfundenen Konflikthaftigkeit der elterlichen Beziehung auffällig: Zum einen erscheint im kindlichen Erleben des Jungen häufiger die Mutter als eigentliche Aggressorin, der Vater als gedemütigtes Opfer und darum die „männerbündische“ Loyalität gegen „die Frauen“ zwingend. Zum anderen wird sein Zugehörigkeitsgefühl zum Vater, so Kaplan (1991: 128), „nur allzuoft dadurch gestärkt, dass er die Furcht des Vaters vor Frauen“ und seinen „unausgesprochenen Hass auf die Mutter“ übernimmt.

Wenn die Erwachsenen Humor haben und ihnen manchmal auch ein lustvoller Umgang mit Aggression möglich ist, können Jungen erfahren, dass die

sich verändernde Machtbalance zwischen den Geschlechtern nicht nur Angst machen, sondern auch auf neue Weise spielerisch und kämpferisch erlebt werden kann.

Der anwachsenden Konfliktspeicherung zwischen Vätern und Müttern steht oft eine nachlassende sexuelle Spannung gegenüber. Viele Paare erleben mit der Elternschaft in einem langjährig geteilten Familienalltag das Ersterben wechselseitigen Verlangens und aktiver Sexualität. Auch das Liebesleben vieler allein stehender Eltern liegt oft über größere Zeiträume brach. Was bedeutet es, wenn ein Junge das gegenseitige sexuelle Verlangen von Mutter und Vater nicht anerkennen muss, weil es ein solches Verlangen, eine gelebte elterliche Sexualität *de facto* nicht gibt? Er kann der Mutter gegenüber die Phantasie entwickeln, der „ödipale Sieger“ zu sein. Die Generationenschanke scheint übersprungen. Damit korrespondiert eine Bereitschaft mancher Mütter zur erotisierten Verwöhnung, die ich oft beobachtet und mit einem intimen *Séparée* verglichen habe, das dem Jungen, abseits all der beeindruckenden phallischen Größe und Autonomie, bereitgehalten wird (Schmauch 1988). In solchem Beziehungsverhalten von Frauen sehe ich ihren Versuch, möglichst lange über einen unbedrohlichen männlichen Körper verfügen zu können und über Nähe zu einem (kleinen) Mann.

Neue Partnerschaften der Mutter oder des Vaters konfrontieren den Jungen erneut mit dem Generationsunterschied und können ihn, trotz oft langwieriger Kränkung und Eifersucht, von der Aufgabe entlasten, als Ersatz und Halt zu dienen.

Betrachten wir, unter der Perspektive der Machtverschiebung im Geschlechterverhältnis, die *Mutter-Sohn-Beziehung* gesondert, so lassen sich, neben dem Zugewinn an bereichernden Erfahrungen, folgende Probleme benennen: das bereits erwähnte „*Séparée*“, das tendenziell zu einer passiv-infantilen Fixierung und zum inneren Zwang führt, „draußen“ auf feindselig-abwertende Weise das „Gegenteil“, eine grandiose Pseudo-Unabhängigkeit zu demonstrieren. Hinzu kommt die auch schon erwähnte strukturelle Ambivalenz, die Frauen als „Geschlecht zweiter Klasse“ allem Männlichen, damit auch Söhnen gegenüber von Beginn an empfinden. Diese unvermeidliche Zwiespältigkeit bietet wahrscheinlich *eine* Erklärung dafür, warum kleine Jungen ein relativ geringeres basales Sicherheitsgefühl als Mädchen, deutlich mehr Verletzungsängste und höheren Druck zu hektischem, kontraphobischem Agieren zeigen. Ein weiteres Beziehungselement ist bei Frauen die unbewusste Delegation ungelebter eigener aggressiver Strebungen an den Jungen. Die Zuweisung bewirkt, ebenso wie die genannte Idealisierung von aggressiv-dominanter Männlichkeit, dass viele Jungen sich getrieben fühlen, überlegen, aggressiv und grenzverletzend zu agieren. Weiche Gefühle, Kummer und Schwachsein können sie ungleich weniger als Mädchen zulassen. Diese Elemente finden sich, in Abwandlungen, auch in Beziehungen zwischen Jungen und Erzieherinnen bzw. Lehrerinnen wieder.

Die *Vater-Sohn-Beziehung* unterliegt gegenwärtig einer Ausdifferenzierung. Noch immer wächst eine Mehrheit von Jungen mit Vätern auf, die sich kei-

neswegs ausreichend auf kindliche Bedürfnisse nach Nähe, Auseinandersetzung und geteiltem Alltag einstellen. Ihre Wut über den enttäuschenden Vater richten Jungen selten gegen ihn, der fern und darum kostbar ist, vielmehr gegen die täglich greifbare Mutter. Der Mangel an Vatererfahrung ist von Autoren der kritischen Männerforschung (Brandes 1990; Hollstein 1991; Lenzen 1991), aber ebenso in vielen literarischen Werken eindringlich dargestellt worden. Dieser Mangel ist eine Quelle der fast grenzenlosen Bereitschaft zur Idolisierung männlicher Macht und auch eine Grundlage vieler Schwierigkeiten von Jungen mit Nähe und Selbstvertrauen, Körperlichkeit und Konkurrenz.

Neben emotional oder real fernen Vätern – Wolff (1982: 75) spricht von „väterlicher Desertion“ – gibt es eine kleine, inzwischen wachsende Zahl von Männern, die sich den Bedürfnissen ihrer Kinder aktiv zuwenden. Mit dem Sicheinlassen auf intensivere Beziehungen sind unvermeidlich auch mehr offene, zum Teil neuartige Konflikte verbunden. Da die Erforschung der psychodynamischen Dimension neuer Lebens- und Beziehungsformen noch in den Anfängen steckt, können hierzu nur einzelne Beobachtungen und Vermutungen mitgeteilt werden. So scheint eine starke Identifizierung eines versorgenden Vaters mit seinem kleinen Sohn, die von eher narzisstischen und brüderlichen als väterlichen Gefühlen getragen ist, bei dem Jungen zu einer Rollenverwirrung zu führen. Wenn der Junge zärtliche, erregende und tröstende Körpernähe auch mit dem Vater erlebt, erfährt das, was dürftigerweise als „negativer Ödipuskomplex“ bezeichnet wird (vgl. dazu Poluda in Kap. 5), eine neue Ausgestaltung. Der genannten Zwiespältigkeit von Frauen dem Männlichen gegenüber entsprechen ambivalente Gefühle von Männern, die sich, mehr oder eher weniger freiwillig, auf konkrete Veränderungen in Alltag und Arbeitsteilung mit ihrer Partnerin einlassen. So wird manchmal, um Gefühle der Kränkung und Depotenzierung zu ertragen, ersatzweise der Sohn zu aggressiver Rivalität und Durchsetzung ermutigt.

Zur männlichen Identität

Einer wissenschaftlich weithin geteilten Vorstellung zufolge hat es der Junge bei seiner Identitätsbildung schwerer als das Mädchen. Dieses erwerbe eine stabilere Geschlechtsidentität, weil es sich mit einem gleichgeschlechtlichen Primärobjekt identifizieren könne. Greenson (1982: 261) schrieb: „Die Weiblichkeit (des Mädchens) ist *praktisch sichergestellt*, wenn es von einer weiblichen Person bemuttert wird“. Hingegen müsse der Junge „die Identifizierung mit der Mutter beenden und sich mit einer männlichen Person identifizieren, wenn er eine männliche Geschlechtsidentität erwerben will“.

Diese „Beendigung“ oder auch „Desidentifizierung“ wird als Identitätsbruch aufgefasst, als „strukturelles Autonomiedilemma“ und zentrale Ursache vieler psychosexueller Folgekonflikte. Der Bruch bedeute eine unausweichliche, tiefe Verletzung, andererseits die notwendige Befreiung aus symbiotischer Bindung und einem „Übermaß“ an verinnerlichter Weiblichkeit (Bönisch und Winter 1993; Brandes 1990; Moeller 1981; Reiche 1990; Rotmann 1978; Stoller

1979). Es wird ein universeller Problemzusammenhang behauptet zwischen weiblicher Versorgung, prekärer Männlichkeit und strukturell notwendiger, aggressiver Abgrenzung, Härte und Frauenentwertung.

Hierzu gibt es Einwände soziologischer und psychoanalytischer Art. Zunächst erweist sich, dass die „stabile männliche Identität“ als positiver Begriff ebenso eine ideologische Hülse ist wie die populäre Vorstellung vom „richtigen Mann“. Weiterhin ist es, wie bereits gesagt, hierzulande inzwischen möglich, in individuellen Lösungen die traditionelle, exklusiv weibliche Versorgung zugunsten eines partnerschaftlich-elterlichen Alltags mit Kindern zu verändern. Somit wachsen in der jetzigen Generation Jungen auf, die Väter und Mütter als primäre Liebes- und Identifizierungsobjekte erfahren. Diese Situation belegt schon, dass der oben umrissene Zusammenhang so universell und unvermeidlich nicht sein kann.

Außerdem ermöglicht es die Psychoanalyse, den Jungen als männliches Kind mit einer inneren Welt voller widersprüchlicher Phantasien und Beziehungserfahrungen, mit gegensätzlichen Selbst- und Objektbildern zu sehen. Im Unbewussten des Jungen wie aller Menschen gibt es keine Verneinung, keinen definitiven Bruch. Frühes Trieb- und Selbsterleben, frühe Identifizierungen werden nicht „beendet“ – das ist, psychoanalytisch gesehen, eine sinnlose Annahme. Allenfalls ändert sich ihre Besetzung bzw. Gegenbesetzung; sie können dem Bewusstsein weithin entzogen werden, bleiben aber lebendig und psychodynamisch wirksam. Folgt man dieser Sicht, so erscheint das Konstrukt einer „sichergestellten männlichen Identität“ als starres Abwehrprodukt (vgl. May 1991).

Ein Junge verinnerlicht tröstende, erregende und bedrohliche Erfahrungen mit der Mutter. Er bildet verschmelzende und zerstörerische, neidisch-räuberische und rivalisierende Phantasien über ihren Körper. Über zahllose identifikatorische Akte eignet er sich Ich-Fähigkeiten von ihr an, Sprache, Weltverstehen, Kulturtechniken. Er sieht und fühlt das Verhältnis zwischen der Mutter und Männern bzw. dem Vater, und dies ist, wie Enid Balint (1973: 123) gezeigt hat, „ein wichtigeres Introjekt als die Funktion jedes Elternteils für sich genommen“. All das erfolgt auf jeder Altersstufe in immer neuen Variationen und mit immer neuen Widersprüchen, mit phasenspezifisch jeweils dominanten sexuellen Körpergefühlen, Konflikten und Ruhepunkten.

Das Muster „primäre weibliche Identifizierung/Bruch/männliche Gegen-Identität“ lässt Analogien mit ethnologischen Befunden über Männlichkeitsrituale in anderen Kulturen erkennen (Benz 1989; Bettelheim 1982; Bosse 1992; Lidz und Lidz 1991). Diesen Forschungen zufolge liegt vielen Pubertätsriten für Jungen die Vorstellung zugrunde, dass Männlichkeit nicht angeboren sei wie Weiblichkeit, sondern auf komplizierte Weise rituell hergestellt werden müsse. Sie erscheint als knappes Gut (Samen, Hirn), im Gegensatz zu weiblichen Substanzen, die es im Überfluss gebe, wie Milch, Blut, Kinder, sexuelle Unersättlichkeit. Männlichkeit sei labil, jederzeit gefährdet und darum ständig auf Vorsichtsmaßnahmen angewiesen – etwa gegenüber Menstruationsblut, sexuellen und Machtansprüchen von Frauen und gegenüber der eigenen, als

Kind von der Mutter inkorporierten Weiblichkeit. Männlichkeit könne nur ausreichend abgestützt werden durch Herrschaft und Kontrolle über Frauen.

Wenn eine sozialisationstheoretische Denkfigur so auffällige Ähnlichkeit mit kollektiven und kindlichen Körperphantasien zeigt, dann ist zu vermuten, dass sich die Theorie eher an der Bildung von Mythen beteiligt, als dass sie diese analysiert. Die behauptete universelle Zwangsläufigkeit erscheint zunehmend als fraglich und soll im Folgenden mit einigen grundsätzlichen Überlegungen konfrontiert werden.

Männlichkeit muss nicht bewiesen werden; körperlich ist sie in aller Regel sowieso da. Weiblichkeit ist ebenso sehr und ebenso wenig natürlich wie Männlichkeit; weibliche Körpererfahrung und -bedeutung sind in einem psychosozialen und historischen Sinne gleichfalls hergestellt. Weibliche Lust und Fruchtbarkeit sind keineswegs unerschöpflich; sie unterliegen vielfachen Begrenzungen. Nicht dass das Primärsubjekt des Jungen weiblich, vielmehr dass es unterdrückt ist, erzeugt Probleme in der männlichen psychosexuellen Entwicklung. Denn dadurch kann sich in die libidinöse Beziehung der Mutter so viel Feindseligkeit gegenüber dem Sohn als Repräsentanten des männlichen Geschlechts mischen und Verachtung für sein Schwachsein, unterwürfige Bewunderung, passiv machende Verwöhnung im heimlich gepflegten *Séparée* und andere emotionale Elemente, die ich erwähnt habe. Dass weibliche Entwicklung und Identität ungebrochener seien, ist eine Legende. Die Identifizierungen des Mädchens mit Aspekten der Mutter sind immer mehr oder weniger von Konflikten durchzogen, oft aus schmerzhaft widersprüchlichen Anteilen zusammengesetzt und quer durchbrochen von Teilidentifizierungen mit dem Vater und anderen geliebten und gefürchteten Personen. Ein wichtiger Unterschied liegt allerdings darin, dass Mädchen Widersprüche zwar zugemutet werden, aber auch erlaubt sind: Sie müssen nicht nur, sie dürfen Röcke *und* Hosen tragen, was eine ebenso konkrete wie symbolische Bedeutung hat. Es werden Zeiten der Unentschlossenheit, des Schwankens und Quengelnsgenommen: „Mädchen sind halt quengelig“. Dies geschieht vielfach unter entwertenden Vorzeichen. Der geringere Polarisierungs- und Entscheidungsdruck ermöglicht es aber, mit Widersprüchen vertraut zu werden.

Jungen brauchten ebensolche Moratorien, sozial anerkannte Übergangsphasen, in denen ihnen ein gewisses inneres Chaos, ein Nebeneinander widersprüchlicher Strebungen und Identifizierungen zugestanden wird. Ich denke an einen Sechsjährigen, der lange Zeit wechselnd Transformer und Soldat, aber auch mit Hingabe Prinzessin spielte, ohne dass seine Mutter panisch befürchtete, er könnte ein „Sissy-boy“ werden. Andererseits denke ich an zwölfjährige Wortführer von Jungencliquen, die gnadenlos einzelne Jungen verhöhnen, die sich nicht an die messerscharf polarisierten Männlichkeitsvorgaben halten: „Entweder biste cool oder schwul“. Es wäre entlastend, wenn Jungen in dem Gefühl lebten, nicht unmännlich, sondern unterschiedlich männlich sein zu können.

Literatur

- Abelin, Ernest L.: The role of the father in the separation-individuation process. In: John B. McDevitt und Calvin F. Settlege (Hrsg.): Separation – individuation. Essays in honor of Margaret S. Mahler. New York: International Universities Press 1971
- Balint, Enid: Gerechtigkeit und gegenseitige Anerkennung. *Psyche* 27, 123–143, 1973
- Benz, Andreas: Weibliche Unerschöpflichkeit und männliche Erschöpfbarkeit: Gebärneid der Männer und der Myelos-Mythos. In: Lillian Rotter: Sex-Appeal und männliche Ohnmacht. Hrsg. von Andreas Benz. Freiburg i. Br.: Kore 1989
- Bettelheim, Bruno: Die symbolischen Wunden. Pubertätsriten und der Neid des Mannes. Frankfurt a. M.: Fischer Taschenbuch Verlag 1982
- Bönisch, Lothar und Reinhard Winter: Männliche Sozialisation. Bewältigungsprobleme männlicher Geschlechtsidentität im Lebenslauf. Weinheim: Juventa 1993
- Bosse, Hans: Das Fremde am Mann oder Die Sexualität, die „von außen kommt“. *Z. Sexualforsch.* 5, 144–162, 1992
- Brandes, Holger: Die männliche Matrix. Überlegungen zu männlicher Identität, männlichen Beziehungsformen und therapeutischen Männergruppen. In: Holger Brandes und Christa Franke (Hrsg.): Geschlechterverhältnisse in Gesellschaft und Therapie. Münster: Lit Verlag 1990
- Davies, Bronwyn und Chas Banks: Zum Mann werden. Die Aneignung männlicher Identitäten – eine Kindheitsperspektive. *Psychol. Gesellschaftskrit.* 17 (3/4), 5–24, 1993
- Erdheim, Mario: Die gesellschaftliche Produktion von Unbewusstheit. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1982
- Erikson, Erik H.: Kindheit und Gesellschaft. Stuttgart: Klett 1965
- Foucault, Michel: Sexualität und Wahrheit. Bd. 2: Der Gebrauch der Lüste. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1986
- Freud, Anna: Wege und Irrwege der Kinderentwicklung. Bern: Huber 1968
- Freud, Sigmund (1933): Neue Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. Studienausgabe, Bd. 1. Frankfurt a. M.: Fischer 1969
- Friedman, Robert M. und Leila Lerner (Hrsg.): Zur Psychoanalyse des Mannes. Berlin u. a.: Springer 1991
- Gilmore, David: Mythos Mann. Rollen, Rituale, Leitbilder. München, Zürich: Artemis & Winkler 1991
- Greenson, Ralph: Die Beendigung der Identifizierung mit der Mutter und ihre besondere Bedeutung für den Jungen. In: Ders.: Psychoanalytische Erkundungen. Stuttgart: Klett-Cotta 1982
- Hagemann-White, Carol: Sozialisation: Weiblich – Männlich? Opladen: Westdeutscher Verlag 1984
- Hoffmann, Jochen: Jungen heute. Hinweise zur Sozialisation. Hessische Jugend (Themenheft „Jungenarbeit“) 44, 2–4, 1992
- Hollstein, Walter: Nicht Herrscher, aber kräftig. Die Zukunft der Männer. Reinbek: Rowohlt 1991
- Hornstein, Werner et al.: Lernen im Jugendalter. Stuttgart: Klett 1975
- Kaplan, Louise J.: Weibliche Perversionen. Von befleckter Unschuld und verweigerter Unterwerfung. Hamburg: Hoffmann und Campe 1991
- Kestenberg, Judith: Outside and inside, male and female. *J. Am. Psychoanal. Assoc.* 16, 457–519, 1968
- Laufer, Moses und M. Eglé Laufer: Adoleszenz und Entwicklungskrise. Stuttgart: Klett-Cotta 1989
- Lenzen, Dieter: Vaterschaft. Vom Patriarchat zur Alimentation. Reinbek: Rowohlt Taschenbuch Verlag 1991
- Lidz, Ruth W. und Theodore Lidz: Weibliches in Männliches verwandeln. Männlichkeitsrituale in Papua-Guinea. In: Friedman und Lerner 1991
- Lorenzer, Alfred: Zur Begründung einer materialistischen Sozialisationstheorie. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1972
- Mahler, Margaret S., Fred Pine und Anni Bergman: Die psychische Geburt des Menschen. Frankfurt a. M.: Fischer 1978
- May, Robert: Männlichkeit aus psychoanalytischer Sicht. In: Friedman und Lerner 1991
- Mitscherlich-Nielsen, Margarete: Psychoanalyse und weibliche Sexualität. *Psyche* 29, 769–788, 1975

- Moeller, M. Lukas: Nachwort zu Barbara Franck: Männer. Hamburg: Hoffmann und Campe 1981
- Pohl, Rolf: Geil auf Gewalt. Über Liebe, Haß und Größenwahn bei männlichen Jugendlichen. Pro Familia Magazin 21 (4), 10-13, 1993
- Prengel, Annedore: Der Beitrag der Frauenforschung zu einem anderen Blick auf die Erziehung von Jungen. Habilitationsvortrag, Technische Universität Berlin 1989
- Reiche, Reimut: Geschlechterspannung. Eine psychoanalytische Untersuchung. Frankfurt a. M.: Fischer Taschenbuch Verlag 1990
- Roiphe, Herman und Eleanor Galenson: Infantile origins of sexual identity. New York: International Universities Press 1981
- Rotmann, Michael: Über die Bedeutung des Vaters in der „Wiederannäherungs-Phase“. Psyche 32, 1105-1147, 1978
- Schmauch, Ulrike: So anders und so lebendig ... Über Mütter und Söhne. In: Carol Hagemann-White und Maria S. Rerrich (Hrsg.): FrauenMännerBilder. Bielefeld: AJZ-Verlag 1988
- Schmauch, Ulrike: Kindheit und Geschlecht. Zur Psychoanalyse der frühen Geschlechtersozialisation. Basel, Frankfurt a. M.: Stroemfeld/Nexus 1993
- Schmauch, Ulrike: Feminismus, Psychoanalyse und Erziehungsberatung. Psychosozial 17 (1), 95-105, 1994
- Schmauch, Ulrike: Was geschieht mit kleinen Jungen? Zur Ambivalenz und Veränderung des weiblichen Blicks auf Männlichkeit. In: Sonja Düring und Margret Hauch (Hrsg.): Heterosexuelle Verhältnisse. Stuttgart: Enke 1995
- Schmidt, Gunter (Hrsg.): Jugendsexualität. Sozialer Wandel, Gruppenunterschiede, Konfliktfelder. Stuttgart: Enke 1993
- Schnack, Dieter und Rainer Neutzling: Kleine Helden in Not. Reinbek: Rowohlt Taschenbuch Verlag 1990
- Schnack, Dieter und Rainer Neutzling: Die Prinzenrolle. Über die männliche Sexualität. Reinbek: Rowohlt 1993
- Spitz, René A.: Vom Säugling zum Kleinkind. Stuttgart: Klett 1972
- Stoller, Robert J.: Perversion. Die erotische Form von Haß. Reinbek: Rowohlt 1979
- Theweleit, Klaus: Männerphantasien. Reinbek: Rowohlt Taschenbuch Verlag 1986
- Tyson, Phyllis: Männliche Geschlechtsidentität und ihre Wurzeln in der frühkindlichen Entwicklung. In: Friedman und Lerner 1991
- Winnicott, Donald W.: Reifungsprozesse und fördernde Umwelt. München: Kindler 1974
- Winter, Reinhard (Hrsg.): Stehversuche. Sexuelle Jungensozialisation und männliche Lebensbewältigung durch Sexualität. Schwäbisch Gmünd, Tübingen: Neuling 1993
- Wolff, Reinhart: Kindesmißhandlung als ethno-psychische Störung. In: Angela Bernercker et al. (Hrsg.): Ohnmächtige Gewalt. Reinbek: Rowohlt Taschenbuch Verlag 1982